



Nr. 306. Abend-Ausgabe.

Siebziger Jahrgang. — Eduard Trenkow Zeitungs-Verlag.

Donnerstag, den 2. Mai 1889.

Der Schluß des Landtages.

Berlin, 1. Mai.

Der Schluß des Landtages hat sich gestern Abend vollzogen, ohne daß auf die besonderen Umstände, unter denen er sich vollzogen hat, das geringste Licht geworfen worden wäre. Es ist ein Vorgang, der seines Gleichen nicht hat, so lange es parlamentarische Körperchaften gibt. Mehr als 400 Abgeordnete, die über die Festtage in ihre Heimat gereist waren, werden veranlaßt, wieder in Berlin zu erscheinen, nur um hier die Eröffnung entgegenzunehmen, daß die Session geschlossen sei. Was das Abgeordnetenhaus und das Herrenhaus gestern und vorgestern geleistet haben, hätte vor den Ferien in einer einstündigen Sitzung gleichfalls erledigt werden können und ist damals nur verschoben worden, weil man von der Ansicht ausging, daß der Session noch höhere, zum Theil neu einzubringende Aufgaben vorbehalten seien.

Eine Regierung kann in die Lage kommen, ihre Dispositionen zu ändern; genügt, das kann überall vorkommen und ist wohl schon überall einmal vorgekommen. Dann entspricht es aber der Natur der Sache, daß sie so zeitig als möglich und in zuverlässiger Form ihre veränderten Dispositionen mittheilt und zugleich Rechenschaft über die Gründe dieser Veränderungen ablegt. Die Abgeordneten, welche vielleicht nach einer durchfahrenen Nacht gestern früh hier eintrafen, haben nicht gewußt, daß sie schon im Stande sein würden, die Abendzüge zur Rückfahrt zu benutzen. Jedermann hielt es freilich für wahrscheinlich, daß der Schluß der Sitzung gestern Abend stattfinden würde, aber diese Annahme stützte sich doch nur auf die nichtamtlichen Mitteilungen untergeordneter Schriftsteller, und nachdem der Minister von Bötticher noch kürzlich in feierlicher Weise erklärt hatte, der Mensch solle nichts glauben, als was im „Reichsanzeiger“ steht, kann man keinem Abgeordneten einen Vorwurf daraus machen, wenn er diesen nichtamtlichen Mitteilungen eine Bedeutung nicht geschenkt hat. Erst um die Mittagstunde wurde zuverlässig bekannt, daß am Abend eine vereinigte Sitzung beider Häuser stattfinden werde, und selbst das gewährte noch nicht die Möglichkeit eines jeden Zweifel ausschließenden Schlusses. Auch dem pflichttreuesten Abgeordneten wird man nicht zumuthen dürfen, von Memel oder von Saarbrücken hierher zu reisen, nur um den formlosen Feierlichkeiten einer Schlussfestsitzung beiwohnen. Daß man die Abgeordneten über das Schicksal, das ihrer hier harrte, so völlig im Dunkel ließ, wurde von ihnen als ein Mangel an Rücksichtnahme empfunden und das fällt um so schwerer in das Gewicht, als eine überwiegende Mehrheit der Abgeordneten völlig regierungsfreudlich ist.

Aber es kommt noch etwas hinzu. Die Eröffnungsrede hatte nicht allein ein Steuergegesetz angekündigt, sondern als die Grundlage dieses neuen Steuergegesetzes die Declarationspflicht angekündigt. Das Steuergegesetz ist nicht gekommen, und es ist keine Erläuterung darüber gegeben, warum es nicht gekommen ist. Nur gerichtsweise verlautet, daß über die Frage, ob die Declarationspflicht einzuführen sei, im Schoße der Regierung selbst Meinungsverschiedenheiten bestehen. Solche Meinungsverschiedenheiten im Schoße der Regierung kommen auch anderwärts vor, aber anderwärts pflegt man sie auszugleichen, bevor man mit bestimmt formulierten Erklärungen vor die Öffentlichkeit tritt.

Im Reichstage wie im Landtage verfügt die Regierung über eine

Majorität, so stark, wie sie kaum jemals einer Regierung zur Verfügung gestanden hat. Ein großer Theil der Abgeordneten ist kaum auf ein anderes Programm hin gewählt, als darauf, die Regierung absolut zu unterstützen. Und im Besitze einer solchen Majorität vermag es die Regierung dennoch nicht, dem Staatschiff einen sicheren Cours zu geben. Wenn eine Steuerreform erforderlich ist, wenn die Regierung die Absicht hat, diese Steuerreform durchzuführen und selbst mit den leichten Majoritäten nicht einmal zu einleitenden Schritten zu gelangen vermag, so deutet das unvergleichlich darauf hin, daß es im Schoße der Regierung an Fertigkeit oder an Klarheit über die Wege mangelt, die man beschreiten muß. Die Verantwortlichkeit über diese Misserfolge wird sie nicht auf die Schultern der „nörgelnden Opposition“ abladen können.

Politische Uebersicht.

Breslau, 2. Mai.

Die gouvernementalen Blätter bemühen sich, die Schuld an dem Scheitern des Einkommensteuergegesetzes fremden Schultern aufzuladen. Das „Ostde. Ttg.“ macht die Cartellparteien dafür verantwortlich! Die hätten ganz und gar nichts gethan, um über ihre Stellung der Einkommensteuerreform gegenüber größere Klarheit zu verbreiten und die Punkte erkennen zu lassen, in welchen sie einig und in welchen sie uneinig sind. Und weiter schreibt das „Ost. Ttg.“:

Wir haben schon früher unsere Meinung dahin abgegeben, daß die Cartellparteien mit ihrer Stellung viel zu wenig anstrengen wissen und wir möchten dies im Hinblick darauf, daß die Session zu Ende gegangen ist, ohne daß die Steuerreformfrage gefördert wurde, wiederholen.

Die armen Cartellbrüder! Sie, die grundsätzlich nie etwas Anderes wollen, als die Regierung will, sie sollen jetzt Schuld daran tragen, daß man im Schoße der Regierung sich über die Vorlage nicht einigen konnte.

Die „Nord. Allg. Ttg.“ weist mit Entrüstung den Vorwurf zurück, als sei die Session „ergebnisarm“ gewesen. Bezuglich der Gründe, weshalb das Einkommensteuergegesetz nicht eingeführt wurde, weiß das Regierungsblatt aber nichts weiter zu sagen, als „daß nur in der Sache selbst liegende und gewichtige Gründe, z. B. Schwierigkeiten, welche erst entstanden sind, nachdem die Ankündigung in der Thronrede erfolgt war, und die ihren Ursprung in Dingen hatten, welche mit jener Ankündigung außer allem Zusammenhang stehen“, die geänderte Disposition veranlaßt hätten.

Das klingt äußerst dunkel.

Im Übrigen sind es keineswegs blos die freisinnigen Blätter, welche ihrer Verwunderung über die Haltung der Regierung Ausdruck geben. So meint die „Nat. Ttg.“, es sei unmöglich, den „Eindruck der Enttäuschung“ in Abrede zu stellen, welchen der „treffender als Abbruch zu bezeichnende Schluß der Landtagssession“ hervorruft. — Die „Post“ schreibt:

„Besser hätte man mit die Wahlen gar nicht machen können.“ So soll Herr Dr. Windhorst nach der Schlusshaltung des Landtages seine Auffassung rezipiert haben. Ob diese Geschichte richtig ist, vermögen wir nicht zu controvertieren. Sie wurde aber vielfach erzählt und fand allgemeinen Glauben. Letzteres ist bezeichnend für die Stimmung unter den Cartellparteien. Wir dürfen uns nach den übereinstimmenden Mitteilungen der conservativen und nationalliberalen Abgeordneten aus den verschiedensten Landesteilen nicht verstellen, daß der Eindruck, welchen der Schluß des Landtags im Lande hervorgerufen hat, ein-

noch ungünstiger ist, als nach den Neuheerungen der Presse anzunehmen war.“

Die „Post“ fordert alle Parteigenossen auf, sich gleichwohl nicht von Missstimmung beherrschen zu lassen, sondern ihre volle Kraft und ihren vollen Einfluß anzuwenden, diese in ihren Kreisen zu zerstreuen und alle Kraft für die im nächsten Frühjahr bevorstehende Reichstagswahl zu sammeln.

Sehr unumwunden äußert sich die Krz.-Ttg. Sie schreibt, sie sei der Missstimmung über die Art und Weise, wie die Session im Sande verließ, bei allen Parteien begegnet. Dann fährt das Blatt also fort:

„Man suchte nach stichhaltigen Gründen für den Schluß, und fand sie nicht. Der Erklärungs-Versuch der „Köln. Ttg.“, Reichstag und Abgeordnetenhaus könnten nicht gleichzeitig zwei wichtige Entwürfe berathen, war so unzutreffend, daß er, unseres Wissens, fast nur Heiterkeit erregt hat. Ernsthafter erscheint auf den ersten Blick die Darstellung der „Berl. Pol. Nachr.“: eine Erledigung des Steuergegesetzes sei nicht mehr möglich, weil dasselbe durch die Einbringung des Huene'schen Antrags allzu sehr belastet sei. — Sieht man aber genauer zu, so ist auch diese Begründung nicht zutreffend. Der Abg. Frhr. v. Huene hat sicherlich, als er die Überweisung der halben Grund- und Gebäudesteuer beantragte, nicht im entferntesten daran gedacht, daß er dadurch die Vorlage des Steuergegesetzes verhindern werde, wir haben im Gegenteil allen Grund zu vermuten, daß er zu der Annahme nicht unbedingt war, er förderte dadurch die Einbringung jenes Gesetzes, und die Aufnahme, welche sein Antrag gerade seitens des Finanzministers fand, konnte ihm darin nur bestärken; dann aber ist zwar von allen Seiten anerkannt worden, daß eine Erledigung seines Antrages nicht möglich sei ohne gleichzeitige Berathung des zu erwartenden Steuergegesetzes, das Umgekehrte hat aber wederemand behauptet, noch behaupten können. Schließlich aber möchten wir doch auch darauf aufmerksam machen, daß es schon lange vor der Einbringung des Huene'schen Entwurfs fraglich geworden war, ob auf die in der Thronrede verheizene Vorlage zu rechnen sei. Der Versuch, in jenem also gewissermaßen den Sündenbrot für die so überraschend veränderten Dispositionen der Staatsregierung zu schlachten, muß, so scheint uns, doch als verfehlt angesehen werden. Will man daher auch zugeben, daß einer endgültigen Verabschiebung des erst nach Ostern eingebrachten Steuergegesetzes sich Schwierigkeiten entgegenstellen könnten, so kann doch einmal kein Zweifel darüber bestehen, daß die Situation, als vor dem Palmtontag das Abgeordnetenhaus sich vertagte, genau ebenso klar lag, als nach Ostern, daß aber ein damals erfolgter Schluß nicht blos dem Lande namentliche Summen, sondern auch den Abgeordneten manche Unbequemlichkeit erspart haben würde. Endlich aber trägt doch daran, daß die Vorlage nicht bald nach dem Zusammentritt des Landtages vorgelegt wurde, dieser sicherlich nicht die Schuld. Die Gründe müssen an einer anderen Stelle gesucht werden, und es wäre gewiß nicht blos dankenswert, sondern für die geedelte Gestaltung unserer inneren Politik im hohen Grade förderlich, wenn volle Klarheit darüber geschaffen würde, welche sachliche Schwierigkeiten der Einführung der in der Thronrede enthaltenen Reformverheizung sich hindernd in den Weg gestellt haben. Geschicht das nicht, so wird das Gefühl, daß in der Leitung unserer inneren Angelegenheiten eine bedenkliche Unsicherheit sich geltend mache, eine wenig wünschenswerte Ausdeutung erfahren.“

Deutschland.

Berlin, 1. Mai. [Amtliches.] Se. Majestät der König hat auf Grund des § 28 des Landesverwaltungsgesetzes vom 30. Juli 1882 (G. S. 195) den Regierungs-Rath Müller zu Stettin zum Stellvertreter des zweiten Mitgliedes des dortigen Bezirksausschusses auf die Dauer seines Hauptamts am Sitze des letzteren, sowie den zeitigen Vertreter des zweiten ernannten Mitgliedes im Bezirksausschuß zu Potsdam, Regierungs-Assessor Ruffmann, zum zweiten Mitgliede dieser Behörde auf Lebenszeit und den Regierungs-Assessor Haedermann zu Potsdam zum

Lieschen Schwäbche.

[1] Eine Karnevalsgeschichte von Helene v. Göckendorff-Grabowksi.

Nachdruck verboten.

Nun kam wieder der Winter — nun kamen wieder die Ella-Briefe und trugen neue Carnevalsvisionen in Hilda's verschneite Heimathäuschen, worin Niemand sie verstand; Niemand als Tomy vielleicht, dem sie Abends im Lehnsstuhl am Ofen von ihren Wünschen und Träumen erzählte. Tomy widersprach und schalt wenigstens nicht, sondern hörte schnurrend zu, und wenn man ihn genau anschaut, konnte man sogar ein gewisses lustiges Glitzern in seinen blanken, gelben Augen wahrnehmen . . . Ella's letzter, kurz nach Weihnachten eintreffender Brief brachte aber neben glänzenden Schilderungen der bevorstehenden, manchfachen Winterfreuden noch etwas Besonderes, Unerwartetes, was Hilda in den siebten Himmel versetzte: eine Einladung nach Wiesbaden! Die Zustimmung zur Annahme derselben fiel Doctor Bilmars keineswegs leicht. Er vermochte sich sein stilles Haus, sein monotones Pflichtleben gar nicht ohne den belebenden Einfluß der allzeit fröhlichen, allzeit liebevollen Hildegard vorzustellen! Aber eben so wenig verschloß er seinen Blick der Thatsache, daß sein Töchterchen einer Erfreischung, einer Abwechslung bedurfte. Hier in Neideck gab es keinen ihrer Jugend entsprechenden Umgang für Hilda. Postmeisters Aurora zählte schunddreißig Lenze und Bürgermeisters Leonore gab ihr nichts nach, obwohl letztere Fräulein der Volkszählungsliste schon seit längeren Jahren zumuthete, sie als „Schundzwanzigerin“ zu acceptiren. Nun, für diese beiden Damen war und blieb Hilda ein Kind, das noch nicht misstragen durfte — so daß an einen harmlosen, anregenden Verkehr — wie er auch unter Personen verschiedenem Alters keineswegs ausgeschlossen — nicht zu denken.

Alles dieses wußte Doctor Bilmar. Und so hieß es: „Du darfst reisen!“

Die alte Annebine wollte zwar gar nichts davon wissen. „Es ist eine schwere Sünde von Deinem Vater, daß er so schwach ist, Dir den Willen zu thun,“ sagte sie mit dem Freimuth eines im Dienst ergrauten Hausfactotums zu der mit Tomy Polka tanzenden Hilda. „Er wird schon sehen, was dabei herauskommt. Aber dann ist es — reise doch dem Tomy die Pfoten nicht aus! —, dann ist es vielleicht schon zu spät.“

„Unsinn! meine Ella ist die beste Seele, Wiesbaden der lieblichste, interessanteste Ort der Welt!“

„Ja, ja, versteht sich. Deine Freundin ist eine Purzocke, die nur dem Vergnügen nachjagt, und Wiesbaden ein wahres Sodom an Sittenlosigkeit, wie alle großen Kurorte. Ich hab' einmal einen gekannt, der dort arbeitete; er war gelernter Uhrmacher. Der erzählte grauenhafte Sachen, zumal von der Faschingsszeit, die hier zu Lande doch Gott lob einen gesitteten, tugendhaften Anstrich trug.“

Was Dir nur einfällt, Annebine. Meine Freundin ist durchaus nicht, wie Du sie schilderst. Ihre Eltern leben in angenehmer Stellung und guten Verhältnissen; sie wollen, daß Ella ihre Jugend geistig sei. Das ist Alles. Wüßte mich Papa nicht bei Redens gut auf-

gehoben, so würde er mir die Reise sicherlich nicht gestatten.“ In diesem Augenblick pochte es bescheiden an und auf Annebine's „Herrin!“, in welchem noch der Gross über das soeben geführte Gespräch nachlang, trat Fräulein Similde Lippelich ins Zimmer. Fräulein Lippelich mit ihrer unvermeidlichen großen Ledertasche am und der eben so unvermeidlichen großen Papierrolle unter dem Arm; Fräulein Lippelich mit dem albfamiliären großen Schäferhut, von welchem purpurne Hagebuttenbeeren herabnicken, mit der spitzen, rothen Nase, den klugen, kleinen Perlenaugen, den gewandten Händen und der nicht minder gewandten Zunge . . . Fräulein Lippelich, die erste und einzige Schneiderin der Residenz Neideck!

Die Ehrenwerthe sah ganz erheitzt aus vor Aufregung. Sie sollte Kostüm an, deren Bestimmung es war, in der Weltstadt Wiesbaden zu glänzen! Diese Thatsache bildete — einen achtbüchigen Braustand mit tragischem Ausgänge abgerechnet — das bedeutendste Ereignis in Dame Similde's jungfräulichem Leben!

„Wünschen Sie eine Schnibbentaille für das schwarze „salin merveilleux“, Fräulein Hildchen?“ fragte sie sogleich, ihre Schnitte und Modelläder aufrollend. „Erst die Spizentoffette? Sehr gut. Ja, die Spizienkleider sind jetzt hochmodern. Ein breites Volant naßlich, Fräulein Hildchen?“ Und nun vertieften sich die Beiden in die Geheimnisse des „Bazar“ und der „Modewelt“, umkreist von Tomy, der offenbar etwas Besonderes in der Lust witterte, und von Annebine, welche sehr ingrimig dreinschaute und von Zeit zu Zeit ein rebellisches Knurren vernehmlich ließ.

Tropödem gelangten die Staatsgewänder zur glücklichen Vollendung und fanden den Beifall der gesamten weiblichen Bevölkerung Neidecks, die Damen Aurora und Leonore nicht ausgenommen. Jedes Volant war ein Poem geworden, jede Falte schien die Verkörperung eines genialen Gedankens.

Und dann kam der Tag, wo Hilda — von dem guten Papa mit einem nagelneuen Reisekoffer ausgerüstet — zur Bahnhofstation fuhr. „Aufmüsse Dich, Kind, und vergiß nicht: Dein Urlaub währt nur vier Wochen. Brauchst Du Geld, so schreib. Sei achtsam auf Deine Gesundheit.“ Das waren des Vaters Abschiedsworte. Annebine sagte gar nichts. Sie preßte Hilda's seine Finger zwischen ihren großen, schwieligen Händen, schob mit Behemenz ein Päckchen belegter Butterbröde in die Handtasche der jungen Reisenden, warf sich dann ihre Küchenschürze über den Kopf und stürzte ins Haus zurück.

„Reisen Sie glücklich, Fräulein Hildchen!“ sagte Similde Lippelich, die auch zur Eisenbahn gekommen. „Und denken Sie daran, daß die Spizien nur auf der verkehrt Seite gebügelt werden dürfen. Der Seidentrest steckt in der Kleidertasche. Den Schlit am schwarzen Rock muß Ihnen jemand anders zusiecken. Abieu Fräulein Hildchen, viel Vergnügen!“

Fortsetzung folgt.

Stellvertreter des zweiten ernannten Mitgliedes im gebürtigen Bezirksausschusse auf die Dauer seines Hauptamts am Sitz des letzteren ernannt.

Se. Majestät der König hat den Gewerbe-Rath-Assistenten Dr. Schmidt zu Dortmund zum Gewerbe-Rath ernannt; sowie den beim Ministerium der öffentlichen Arbeiten angestellten Beamten, und zwar: den Geheimen Registratoren Schenk und Krause, sowie dem Geheimen Canzleidirector Haupner den Charakter als Canzlei-Rath, dem Geheimen expedirenden Secretär und Calculator Höhlmann und dem Geheimen Revisor Nienberg den Charakter als Rechnungs-Rath verliehen.

Se. Majestät der König hat den bisherigen Pfarrer an der reformirten Höflichkeit in Halberstadt, Siegfried Göbel, zum Consistorial-Rath ernannt.

Se. Majestät der Kaiser hat im Namen des Reichs den bisherigen Konsul in Kairo, Dr. Reitz, zum Konsul in Tunis ernannt.

Den Lehrer an der Kunstgewerbeschule des Mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereins zu Frankfurt a. M., Bildhauer und Eiseler Wilhelm Widemann ist das Prädicat „Professor“ beigelegt worden. — Den Dozenten für Maschinen-Ingenieurwesen an der Königlichen Technischen Hochschule zu Aachen, Königlichen Regierungs-Baumeister Bernhard Salomon ist das Prädicat „Professor“ beigelegt worden. Die Wahl des Oberlehrers am Gymnasium zu Elberfeld, Dr. Spangenberg, zum Rector des Progymnasiums und Real-Progymnasiums zu Neumünster ist bestätigt worden. — Dem Consistorial-Rath Goebel ist die Stelle eines geistlichen Rates bei dem Königlichen Consistorium der Provinz Westfalen verliehen worden. — Der Marine-Intendant-Rегистratör-Assistent Wien ist zum Geheimen Registratur in der Kaiserlichen Marine ernannt worden.

(R.-Anz.)

Berlin, 1. Mai. [Diner beim Fürsten Bismarck.] Wie bereits gemeldet, dinierten der Kaiser und die Kaiserin gestern beim Fürsten Bismarck. Außer dem Kaiserpaar und dem sächsischen Gesandten Grafen Hohenthal mit Gemahlin waren noch anwesend: der württembergische Gesandte Graf Zepelin mit Gemahlin, der badische Gesandte Freiherr v. Marschall mit Gemahlin, der Ober-Hof- und Hausmarschall v. Liebenau nebst Gemahlin, die Ober-Hofsmeisterin Gräfin Brockdorff, Prinz und Prinzessin Biron, der Staatsminister Graf v. Bismarck, der Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes Graf Borchem nebst Gemahlin, die Hofdame Fräulein von Gersdorff, der Flügel-Adjutant Oberst Graf Wedell, der Cabinetsrath Freiherr von der Neck, der Flügel-Adjutant Major von Kessel nebst Gemahlin, der Flügel-Adjutant Major v. Scholl, der Wirkliche Legationsrath Nachdau, der Lieutenant im Leib-Garde-Husaren-Regiment v. Chellius, sowie die Legationssekretäre v. Belov und Graf Rex.

Das Menu war folgendermaßen zusammengestellt: Schilzkrotenuppe; Trüffeln; Forellen, blau mit frischer Butter; Prager Schinken in Balsam; gefüllte Wachteln; französische Enten und Butter, eingeschmiede Früchte und Salat; frischer Stangenpargel; Königin-Pfirsiche; Pistazien- und Bananen-Eis; Nachtisch.

[Von der Unfallverhütungs-Ausstellung.] Am Mittwoch war der Andrang zur Ausstellung bereits ein bedeutender. Im Theaterbau wird noch an den Decorationen und Maschinen gearbeitet. Die Eröffnung der Vorstellungen ist für Sonnabend, Nachmittags 5 Uhr, in Aussicht genommen. Die Lauchvorstellungen haben bereits am Mittwoch begonnen. Die Brauerei wird am Montag in Betrieb gesetzt werden. Die Restaurationen und Cafés waren am Mittwoch ebenfalls recht gut besucht.

[Arbeiterbewegung.] Eine sehr zahlreich besuchte, öffentliche Versammlung der Maurer fand am Dienstag Abend im Concerthaus „Sansouci“, Gottscheer Str. 4a, statt. Allgemein erwartete man, daß in dieser Versammlung der Zeitpunkt des Eintritts in den Streik bestimmt werden würde, aber die Redner ermahnten nur zu einer straffer Organisations durch Beitreit zu der freien Vereinigung der Maurer. Eine Erklärung in diesem Sinne wurde angenommen. — Einige von den bereits 18 Wochen im Streik befindlichen Steinmetzen Berlins sind unsicher geworden. Um zu verbüten, daß mehrere diesem Beispiel folgen würden in einer gestern Abend in der Tonhalle, Friedrichstraße 112, abgehaltenen Versammlung der Steinmetzen, zu der die Arbeiter aller Berufsarten eingeladen waren, dieselben aufgefordert, doch in dem einen begonnenen Kampfe, der schon 30 000 Mark Verlustungen hat, tapfer auszuhalten. In einer einstimmig angenommenen Erklärung wurde denselben die Unterstützung sämtlicher Arbeiter Berlins zugesichert. Die Lohncommission gedenkt in einer Petition an den Minister des Innern Verwahrung ein-

zulegen gegen den angeblichen Verstoß der Innungsmeister gegen das Coalitionsrecht der Arbeiter.

[Der Bau eines Aussichtsturmes auf den Müggelbergen] ist, wie die „R. A. Tgl.“ schreibt, nunmehr gesichert. Am vergangenen Sonntag haben der Fortsteiger von Köpenick und der Commerzienrath Spindler den Punkt festgesetzt, auf welchem der Thurm errichtet werden soll, und zwar wurde hierfür der sogenannte Kleine Müggelberg ausgewählt, da er, nur um weniges niedriger als der höchste Punkt des lang sich hinstreckenden Großen Müggelbergs, wesentliche Vorteile vor diesem bietet. In der unmittelbaren Nähe des auf dem kleinen Müggelberg befindlichen trigonometrischen Zeichens wird sich der Thurm bis zu seiner oberen Plattform in einer Höhe von 20 Metern erheben. Der Thurm ist in der Weise projectirt, daß er über einem quadratischen Unterbau von 10 Meter Seitenlänge aufsteigt, dessen Inneres und dessen Plattform zu Restaurationszwecken Verwendung finden werden; der Wirth des Wirthshauses am kleinen Teufelssee wird hier seines Amtes walten. Das Thurmgerüst wird aus Holz konstruit und wird ein teppichartig beklebtes Schindelwerk erhalten. Die Laterne auf der oberen Plattform ist zur Aufnahme eines guten Fernrohrs bestimmt. Der Eintrittspreis in den Thurm, dessen Baufosten auf etwa 30 000 Mark veranschlagt sind, wird nur 10 Pf. betragen. Ein Theil der Waldwege zu dem Thurm ist bereits nach Anordnung des Fortsteigers von Pionieren hergerichtet worden. Von Berlin bzw. Köpenick aus gelangt man zu denselben entweder über Grüna, indem man von da zu der als Start der Negativen bekannten Bannmecke übersteigt, oder über Friedrichshagen, indem man den Müggelsee bis zu der in der Nähe der neuen Berliner Wasserwerke befindlichen Dammsperre kreuzt. Für jene, denen eine Besteigung des Müggelbergs als touristische Leistung erscheint, werden am Fuße desselben Reitstiege bereit stehen.

[Eine große Panik] verursachte am Mittwoch Vormittag in der Königstadt ein Durchgänger. In der Nähe der Centralmarkthalle stand gegen 8 Uhr der mit einem feurigen Rappen bespannte Geschäftswagen des Engros-Schlächters Sp. Während nun zwei Gesellen auf dem Gefährt sich befanden, um die Entladung derselben zu bemühen, scheute das Pferd plötzlich und ging durch. Obgleich die beiden Gesellen sofort die Leine ergriessen und dieselbe mächtig anzogen, vermochten sie das schmale Thier doch nicht zu zügeln, dasselbe stürzte vielmehr, daß der Wagen hinter sich herschleudernd, in mächtigen Stauben davon. Die Schreckensfahrt ging nun die Kaiser Wilhelmstraße entlang in die Klosterstraße hinein bis zur Neuen Friedrichstraße, an deren Ende dem Durchgänger ein ländliches Fuhrwerk entgegenstand; das Pferd des letzteren hatte mit dem schlendernden Schlächterwagen eine so heftige Karambolage zu beflechten, daß es schwer verletzt zu Boden stürzte, während der Rappen weitertraute und endlich in den Thorweg des Hauses Neue Friedrichstraße 39 hineinstürmen wollte. Bei der jähren Wendung des Fuhrwerks nach dem Trottoir stürzte einer der beiden Gesellen, der kramphaft die Leine festhielt, vom Wagen, glücklicherweise jedoch ohne sich zu beschädigen. Das Pferd dagegen rannte so wuchtig nach dem Kopfe gegen die Mauerfante des Thorwegs des genannten Hauses, daß es sofort niederstürzte und ihm das Blut aus den Ohren drang. Das angerempelte Pferd schlepte sich inzwischen mit dem Gefährt, das einem Landmann aus Biesdorf gehörte, mühsam durch die Klosterstraße bis in die Königstraße hinein, in welcher es in der Nähe des Rathauses niedersank und in Folge der erlittenen und stark blutenden Brustverletzung verendete. Der Wagen der Abdecker holte später den Kadaver ab, während der Rappen des Schlächters ebenfalls mittelst Wagens nach der Tierarznei schafft wurde.

Bremen, 30. April. Der Schnelldampfer „Fulda“, Capt. R. Ringk, vom Norddeutschen Lloyd in Bremen, welcher am 20. April von Bremen und am 21. April von Southampton abgegangen war, ist gestern 10 Uhr Abends wohlbehalten in Newyork angelommen.

Serbiens

[Die Königin Natalie] geht nicht nach Belgrad. Augenscheinlich hat die Regenschaft Alles darangezeigt, um sie umzustimmen, und damit auch einen vorläufigen Erfolg erzielt. Hauptsächlich soll es Herrn Ristic zu danken sein, daß die Königin auf den Besuch verzichtete, den sie bereits in bestimmte Aussicht genommen hatte. Bekanntlich hat in der letzten Zeit der Regierung Milans Ristic eine für die Königin wenig günstige Haltung eingenommen. Er befürwortete, im Gegenseite zu seinem geschworenen Feinde Garashanin, die Scheidung, und erwarb sich auf diese Weise die Gunst des Königs, die er ganz und gar verschert hatte. Ristic hat, wie man dem „R. A. T.“ hierüber schreibt, alle Gründe, zu beforgen, daß die nach

Serbiens zurückgekehrt Königin sich an ihm zu rächen suchen und die Egeria aller Unzufriedenen werden wird, welche dem Hauptregenten seine Stellung und seinen Einfluß nicht gönnen. Ristic muß daher all seinen Machiavellismus ausspielen, um der Königin die Überzeugung beibringen zu lassen, daß sie sich durch ein überhastetes Erscheinen in Serbien ungelegenheiten zu ziehen würde, während nach Ablauf einiger Zeit ihrer Rückkehr gar keine Hindernisse im Wege stehen würden. Die Auseinandersetzungen Ristic's gehen darauf hinaus, man müsse den König Milan sich erst an seine Abdankung gewöhnen lassen. Sobald bei ihm der Gedanke Platz greifen wird, daß seine Abdankung eine wirkliche, mit allen thatsächlichen Folgen sein müsse, daß er nach seiner Bergleistung auf seine rechte Stellung nicht mehr den Regenten de facto spielen könne, dann werde Milan sich nicht mehr so ungebändig, sondern gesiegigt bei dem Gedanken zeigen, daß seine gescheide Frau wieder in Belgrad einziehe. Bis heute weiß aber Ristic, daß dieser Gedanke allein den König außer Rand und Band bringt, und daß derselbe, wo er sich auch befinden möge, herbeieilen würde, sobald er erfähre, daß Frau Natalie wieder in Belgrad weile. Was für ein Conflict, was für Scenen würden da im Konak sich ereignen, wenn sich die beiden feindlichen Gatten plötzlich wieder gegenüberstehen würden, beide den Schutz oder wenigstens die Hilfe der Behörden gegen einander anrufen. Solche Scenen sind es, die Herr Ristic um jeden Preis zu verhüten trachtet, und er gab den Abschieden, die sich bis jetzt nach Yalta begaben, den Auftrag, sie recht drastisch und grell auszumachen, damit Frau Natalie vor der Nachwirkung einer überstürzten Rückkehr ein wenig erschrecken möge. Auch die peinliche Stellung des königlichen Knaben wußte er ins Tressen zu führen, und im Hintergrunde kam doch immer die Sicherung, es wäre ja Alles nur eine Frage der Zeit; der Platz der Frau Natalie bleibe am Herde wie im Herzen des serbischen Volkes vollkommen gesichert. Auf diese Weise ist es für jetzt gelungen, die drohende Gefahr eines öffentlichen Scandals abzuwenden.

Amerika.

[Die Nationalfeier in Newyork.] Dem „R. Tgl.“ wird aus Newyork, 1. Mai, telegraphiert: Der zweite Tag der Centennialfeier war abermals von günstigstem Wetter begleitet und der Zustrom von Menschen so ungeheuer, daß Newyork noch nie zuvor solche Menschenmassen innerhalb seiner Mauern gesehen haben darf. Man glaubt, daß mindestens zwei Millionen Menschen von auswärts gekommen sind. Alle hier einmündenden Bahnen haben den Frachtverkehr eingestellt, um den Anforderungen des Personenverkehrs genügen zu können. Präsident Harrison fuhr früh in einem vierspanigen offenen Wagen zur St. Paulscapelle, wo er in demselben Stuhle wie Washington vor hundert Jahren dem Gottesdienst anwohnte. Von dort begab er sich zum Schatzamt, von dessen durch die Austrittsrede Washingtons historisch gewordenen Stufen Mr. Depew eine begeisterte Festrede hielt. Bei der hierauf folgenden Fahrt durch die Stadt fand der Präsident überall eine unbeschreiblich enthusiastische Aufnahme. Dem Expräsidenten Cleveland wurden gleiche, wenn nicht noch lebhafte Ovationen dargebracht. Gegen Mittag begann der Paradesmarsch der Truppen. Dieselben waren während der Nacht eingerückt; die 40 000 Mann zählende Pennsylvania-Militär, zumeist aus Deutschen bestehend, war vollzählig eingetroffen. In dem Paradesmarsche waren alle Staaten vertreten. Die 16 000 Veteranen, die mitmarschierten, wurden überall mit hellem Jubel begrüßt. Der Zug war drei Stunden lang, die Haltung der alle Straßen und Plätze füllenden Massen musterhaft; kein Unfall störte die Feier. Der gestern Abend abgeholtene Ball im Opernhaus verließ glänzend, obwohl erst nach Mitternacht Raum zum Tanzen war. Alles, was zur amerikanischen Gesellschaft gehört, hatte sich da versammelt, und die Damen überboten sich in der Kostenfreiheit

Kleine Chronik.

Die Berliner Niedertafel concertierte kürzlich in Dresden. Der bekannte Kunstkritiker Ludwig Hartmann schreibt nun: „Dresden hat so vorzüglich seine eigenen Vereine, einen Männergesang, wie jener der Berliner Gäste, kaum gehört. Wir erkennen das nicht an, es gibt da kein Wenn und Aber. Wollen die Dresdner Sänger den Berlinern gegenüber künftig konkurrenzfähig bleiben, so müssen sie sofort gewaltige Anstrengungen machen. Die Leistungen Berlins sind einfach großartig. Zweie Vereine haben bislang als die vornehmsten Typen des Männergesanges gegolten: Köln und Wien. Und nun erleben wir zur Überraschung, daß das kostbare berühmte Piano des Kölner Vereins und gleichzeitig die schwungvolle Energie Wiens sich in der Berliner Niedertafel ideal vereinen. Wenn man beide alten Vereine ganz genau kennt und musikalisch streng abwägt, so muß man sagen: Der Kölner Verein tändelt und säuselt bisweilen etwas viel und hat kein rechtes Fortissimo, das nicht angestrengt klingt. Die Wiener dagegen haben niemals das disziplinierte Piano Kölns gehabt. Beide Vereine und unsere Dresdener haben in Berlin gefungen (von 1814 ab, wo der Berliner Verein erst ein Jahr alt war), und die Wirkung haben wir nun erlebt: Mit echt preußischer Strammmheit und Ausdauer hat die Berliner Niedertafel den andern ihre Vorzüge abgelernt, nachgeübt und steht heute — daran ist ein Zweifel nicht geplatzt — oben. Ob uns das liegt ist oder leid und wie lange das Verhältniß so dauert, ist gleichgültig. Augenblicklich singt kein Männerchor die Berliner von ihrer Höhe herunter. Sie haben sich das redlich verdient durch Säbigkeit und Fleiß. 145 Herren zählt der Berliner Verein — davon sind 138 nach Dresden gereist. Dieser strengen Einheitlichkeit entspricht der Beifall der Proben. Der hochbegabte Dirigent, Herr Zander, giebt zu, daß in Berlin bei den Proben fast stets vier Fünftel, immer aber zwei Drittel aller Sänger vorhanden sind. Merkt Euch das, Ihr Dresdner. Genie ist Fleiß. Ob Schuch mit seinem musikalischen Feingefühl die königliche Kapelle zu bewundernswerten Leistungen führt, oder ob kunstliebende stummgebagte Dilettanten den Taktstock ihres erwählten Dirigenten folgen: Der Fleiß nur führt zu dauernden Siegen. Infoso ist die Berliner Niedertafel ein Eigenbild preußischer Tüchtigkeit. Wie der Staat Preußen von dem kleinen Markgrafenthum sich bis an die Spitze des Kaiserthums Deutschland geschwungen hat, durch nüchterne Arbeit und Geduld, so lehrt dieser Berliner Verein allen Sängern deutscher Zunge, was durch energische Arbeit und Geduld in nur fünf Jahren erzielt werden konnte. Der preußische Gesandte, Graf Dönhoff, der hochgestellte Freund des Dresdner Männergesangsvereins unter Jüngst, war im Saale mit einer größeren Zahl Offiziere anwesend. Das Publikum bestand nicht aus den Modeconcertsläufern bekannten Schlages, sondern meist aus Musikern — auch Hofrätsch Schuch war da — und aus Sängern. Man paßte gewiß auf. Auch die verzeihliche Hoffnung war vereinzelt vorhanden, die Berliner möchten den berühmten Dresdner Vereinen gegenüber so ein ganz klein wenig abbilden. Aber leider — Preußen ist eben Alles auf, nun auch sogar den guten Ruhm der mittelstaatlichen Gesangvereine.“

Shakespeare-Aufführungen in München. Der von Herrn Baron von Perfall, dem Leiter des Münchener Hoftheaters, angeregte Plan, die Shakespeare'schen Bühnendramen in ihrer ursprünglichen Fassung und Darstellung zur Wiedergabe zu bringen, wird bereits anfangs Juni verwirklicht werden. Als erstes der Shakespeare-Dramen wird im Münchener Hoftheater „König Lear“ zur Aufführung gelangen. Die technische Einrichtung und Leitung übernimmt Herr Ober-Maschinemeister Lautenschläger.

Der grösste Kranz der Welt befindet sich nach der „Wes.-Tgl.“ in der Ausbesserungsabteilung des Kriegshafens zu Spezia. Die Tragkraft derselben wird auf 160 000 Kilogramm angegeben. Die für ihn schwerste Last vermag dieser durch Wasserdruk getriebene Kranz mit einer Geschwindigkeit von 1 Centimeter in der Secunde zu heben. Die beiden

nächstgrößten Kräne befinden sich in Hamburg und Antwerpen. Diese beiden Kräne haben 150 000 und 140 000 Kilogramm Tragkraft. Der neueste von ihnen ist der in Hamburg, bei dessen Bau die Firma Krupp in Essen zu Rathe gezogen worden ist. Krupp hat früher seine schweren, über See zu befördernden Geschütze des großen Krabs halb über Antwerpen senden müssen. Jetzt ist seitens der Fabrik angeordnet, daß diese schweren Geschütze für den Seetransport alle über Hamburg gehen.

Das Nieselwasser. Aus Paris, 29. April, wird geschrieben:

Gestern früh hielt das Nieselwasser des Champagnerhauses Mercier, eines der Wunder

der Weltausstellung, seinen Einzug in Paris. Es hatte am 17. April, von

29. Okt. gezogen, verlassen, und unterwegs auf den Landstraßen allerlei

hemmende Abenteuer gehabt. Um in die Rue d'Allemagne von der Land-

straße einfahren zu können, mußten die Gittertore der Porte de Pantin aus dem Angeln gehoben und die Pforten verrückt werden. Ueberall auf

dem Wege durch die noch stillen Hauptstadt weckte das Fuhrwerk mit seinem

donnerähnlichen Getöse die Einwohner und lockte sie an die Fenster, wo

sie staunend das Fahrzeug wahrnahmen, das bis an die zweiten Stockwerke

hinausreichte. So ging es durch die Rue Halévy, den Opernplatz, die

Avenue de l'Opéra, die Rue des Pyramides, wo wegen des Standbildes

der Jungfrau von Orléans erste Schwierigkeiten befreit werden mußten,

über den Pont-Royal und endlich längs des Quai d'Orsay zum Eingang

der Ausstellung. Hier galt es, einen Theil der Umzäunung und das

Rebengebäude einer ungarischen Restauration niederzubrechen, ehe das Fahrzeug auf seinen Platz gelangte. Es wiegt 200 Doppelcentner und enthält

200 000 Flaschen, 36 000 weniger als das Heidelberg-Fahrzeug.

Baron Ignaz Kolisch, der berühmte Schachspieler und Millionär, ist am Dienstag in Wien gestorben. Als armer Knabe — so schreibt das „R. A. Tgl.“ — lag Ignaz Kolisch an seiner Vaterstadt Preßburg aus, als reicher Mann, dessen Nachlass auf mehrere Millionen geschätzt wird, ist er gestorben. . . . Kolisch ließ in die Welt hinaus, ohne daß er mehr besaß, als ein wenig Kenntnis und viel Talent zum Schachspiel. Er kam nach Wien, dann nach Paris, er sah die große vornehme Welt des zweiten Kaiserreichs, ihren Glanz und ihren Reichtum, und der Gedanke beherrschte ihn bald, an dem Ueberflusse dieser Welt teilnehmen. Er wäre mit diesem Streben untergegangen, wie so viele andere — ohne sein Schachspiel. In einem unheimbaren Boulevard-Café erschaffte er seine ersten Siege, die bald die Aufmerksamkeit der Pariser Schachfreunde auf sich lenkten. Kolisch, der in den ersten Monaten seines Pariser Aufenthaltes das ärmlteste Dasein führte, wurde bald ein gefeierter Schachlehrer. Wohlhabende Personen nahmen bei ihm Unterricht, ein Mäzen warb ihn als Reisebegleiter nach Russland und England, der Herzog von Braunschweig ließ ihn in seine Residenz kommen und spielte täglich eine Partie mit ihm, die Kolisch, wie er selbst erzählte, zuweilen gerne verlor, weil dann das Honorar glänzender auszufließen pflegte. . . . 1867 besiegte er Steinthal in dem großen Pariser Turnier und damit begründete er seinen Ruhm. Freilich war zu Gunsten Steinthal vorgebracht worden, daß Kolisch ihn „tötgeschlagen“ hatte, das heißt, daß er für jeden seiner Büge die zugestandene Maximalfrist bis auf die Secunde ausnützte, wodurch Steinthal, in nervöse Erregung versetzt, sich zu einem übereilten Buge hinreißen ließ, den Kolisch zum Siege ausnutzte. Es gab dann zwischen den beiden Mataboren eine harte Auseinandersetzung. Später haben sie sich wieder versöhnt und der reichende Kolisch war sogar einer der eifrigsten Förderer des alten Gegners. Von Paris aus begab sich Kolisch nach England, dem gelobten Lande aller professionellen Sportes, und aus dieser Zeit batte manche lustige Siedlung, die Kolisch selbst später gerne im engeren Bekanntenkreise mit grossem Begegen erzählte. So spielte er einmal in London eine Partie um hohen Einsatz gegen einen reichen Banquier, einen Schüler Steinthal's. Letzterer „kibitzte“ den Banquier und Kolisch bemerkte, daß Steinthal seinem Jörgling, so oft dieser zu einem Buge ansetzen wollte, der dem Weiser nicht gefiel, in leidenschaftlicher Erregung unter dem Tische einen nicht gerade sanften — Fußtritt versetzte. Kolisch nützte diese Beobachtung in schlagfertiger Weise nach seiner Art aus: Als

der Banquier eben einen Zug machen wollte, der für Kolisch den Verlust der Partie bedeutet hätte, verließ ihm Kolisch einen Fußtritt: der Banquier hielt dies für einen Wink seines Meisters Steinthal, bat einen andern falschen Zug — und verlor die Partie. . . . Das Schachspiel und der Schachruhm allein genügten Kolisch auf die Dauer nicht; er sah ein, daß er trotz alledem damit zu keinen großen Zielen gelangen werde. Er kam nach Wien, wo er eine Wechselschule eröffnete und im Jahre 1872 ging er mit einem kleinen Vermögen nach Paris; auch hier führte er ein Wechselschäft. Mittags erschien er an der Börse, später spielte er im Café Crémieux oder im Café de l'Opéra; man hielt ihn in Folge seines Verkehrs mit Großvater für politisch gut

